

ganz freizuhalten, dank der regelmäßigen Entlausung, der ständigen Überwachung und Isolierung der Zivilbevölkerung.

Welche Ausdehnung die Seuche bei völligem Zusammenbruch der Hygiene annehmen kann, lehrt das Beispiel Rußlands 1919/21. Dort sind nach der Schätzung des Volkskommissars für Gesundheitswesen 20 bis 25 Millionen Menschen erkrankt und etwa 2 bis 2½ Millionen gestorben. So etwa muß der Schwarze Tod im Mittelalter gewütet haben. Nachdem das Land aufeinanderfolgend Cholera, Typhus, Fleckfieber, Rückfallfieber, Malaria als Volkskrankheiten überstanden hat, ist es zur Zeit nahezu seuchenfrei, obwohl hygienisch noch keineswegs musterhaft. Jede Epidemie läuft von selbst aus: Das gehört zu den großen Rätseln, die sie uns aufgeben.

Stimmungsbilder in Briefen nach Hause

Rastenburg, 27. Dezember 1914

Ich weiß noch nicht, wo ich Sylvester feiern werde, vielleicht bei den Truppen, denn der alte Generalarzt v. Wegelin hat durch meine Erzählungen Appetit bekommen und möchte auch die Unterstände und Schützengräben besuchen, um sich von den gesundheitlichen Einrichtungen und dem Zustand der Truppen zu überzeugen. Das ist jetzt ein ziemlich unbedenkliches Vergnügen, denn die Russen sind nicht sehr angriffslustig; nur seit den Weihnachtstagen beschließen sie Löwen, möchten den Bahnhof treffen, schießen aber in den Löwenthinsee und töten die Fische, darunter alte riesige Räuber von Hechten, die ans Land geschwemmt werden und bei der Kälte gut zu essen sind. Bei einem Landsturmregiment hatten sie einen Parlamentär geschickt und gesagt, sie wollten am Weihnachtsabend nicht angreifen, man solle sie dann an ihrer Weihnacht auch nicht stören. Unsere armen Kerle in Polen haben es nicht so bequem; sie müssen furchtbare Anstrengungen haben. Weihnachtstisten kamen

in solcher Menge, daß man einen Teil wieder zurückfahren und für später aufheben mußte. Noch am 24. kamen achtzehn Eisenbahnwagen mit Rotwein aus Antwerpen und wurden an die Truppen verteilt, daß jeder eine halbe Flasche bekam.

Rastenburg, 8. Januar 1915

Ich habe einige Regimenter in den Schützengräben besucht. Das sind sehr unterhaltende Expeditionen. Das Auto fährt auf der Chaussee, dann auf fragwürdigen Feldwegen, so weit es kann. Dann kommt eine Strecke, die man nur in der Dunkelheit begehen oder befahren kann, weil sonst die Russen Granaten schicken. Das wird im Wagen, im Schlitten oder zu Fuß gemacht bis zu den vordersten Gehöften, wo sich die Leute aufhalten, die gerade keinen Dienst im Graben haben. Da liegen sie in den Ställen und Zimmern, auf dem Hofe brodeln die Feldküche, und bei Tage verhält sich alles still, weil manchmal Granaten unversehens in die Gehöfte kommen. Da ist auch die Revierstube, wo sich die Kranken melden und liegen, bis sie rückwärts in die Lazarette abgeführt werden können. Abends wird alles lebendig; die Küche fährt bis an den Graben, Stroh, Holz, Munition wird hingebacht. Die Ablösung marschiert vor, die Abgelösten zurück. In den Gräben wird Essen ausgeteilt, gegraben, gearbeitet und vor allem exerziert, damit die Leute Bewegung haben, denn tags sind sie in ihren Erdwohnungen oder stehen im Graben auf Posten. Sie haben gut zu essen und zu trinken, Kaffee und Tee, so viel sie wollen, Weihnacht und Neujahr Wein aus Belgien. Sie sehen famos aus, sind sehr munter; die Landwehr- und Landsturmsleute sind freilich weniger vergnügt und wären lieber daheim bei Müttern. Es ist ein anstrengender Dienst. Nie weiß man, wann die Russen sich rühren. Hinter Gumbinnen machten sie an ihrem eigenen heiligen Abend einen Angriff mit Hurra und viel Schießen. Es war völlig zwecklos, kostete ihnen viel Tote und Verwundete, bei uns niemand. Dann kommen öfter nachts Patrouillen und versuchen, die Drahtverhaue zu durchschneiden. Kurz, es muß immer

aufgepaßt werden. Die Mannschaften legen sich am Tage ruhig schlafen, aber die Offiziere, auf denen die Verantwortung liegt, finden die Ruhe nicht; sie werden antelephoniert, bekommen Meldungen, sind daher erschöpft und nervös, so daß manche in Urlaub gehen müssen. Von den zwei Offizieren, mit denen ich eine so vergnügte Nacht hinter Darkehmen zugebracht hatte, fand ich den einen am Blinddarm operiert, der andere hatte sich wegen Erschöpfung beurlauben lassen. Es ist nicht leicht für die unzähligen Korps, immer trotz allen Verwundeten, Toten und Kranken gute Offiziere zu bekommen; daran fehlt es sehr, mehr als an Mannschaften.

Rastenburg, 17. Januar 1915

Vorgestern und gestern hatten wir sieben fremde Militärattachés zu Besuch: Schweden, Spanien, Argentinien, Nordamerika, Italien und Schweiz; aus der Schweiz den Oberst v. Wattenwyl, den ich von Leipzig her kannte. Sie sind dem Großen Hauptquartier zugeteilt und werden jetzt im Osten herumgeführt. Man zeigt ihnen die Schlachtfelder und was sie sonst ohne Gefahr sehen dürfen. Der Italiener wurde mit großer Vorsicht behandelt, die anderen freundlich. Auch machten sie aus ihrer Sympathie für uns kein Hehl. Auf der Rundfahrt lernte ich all die interessanten Vorrichtungen im Rücken einer Armee kennen, die zu ihrer Verpflegung und ihrem Wohl nötig sind. Zuerst wurden der Flugpark gezeigt, und sechs Doppeldecker zugleich in die Lüfte losgelassen. Dann ging's in die Lazarette und Laboratorien, wo Wernicke eben ein Mittel gegen Läuse ausprobt. Dann in die Depots der Freiwilligen Krankenpflege, Stuben voll Zigarren, Schokolade, Feuerzeuge, Wolljachen. Sie haben es fertig bekommen, daß am heiligen Abend jeder Soldat der Armee zwei bis drei Liebespakete in Händen hatte. Dann das Etappenpferdedepot; da standen und lagen viele hundert in schönen, hellen, reinlichen Ställen besser aufgehoben als manche unserer Soldaten in den Lazaretten. Dann wurden 1500 Schlitten gezeigt, in Reih und Glied aufmarschiert

bis, Die Front der Ärzte

für den Transport von Munition und Proviant bei Schnee. Dann ein Speicher der Intendantur mit Bergen von Nahrungsmitteln und Kisten von Pelzen. Endlich der Kraftfahrpark mit Reparaturwerkstätte, die Kaffeeküchen auf dem Bahnhof und die Lazarettzüge. Das meiste hatte ich noch nie gesehen und war erfreut und beruhigt durch die Vorsicht, mit der erreicht wird, daß die Truppen nie Mangel leiden. Auch hat mich gefreut, die Arbeitsstätte der Herren zu sehen, mit denen ich täglich verkehre. Die Attachés wurden aber herumgehetzt und unterhalten in einer Weise, die an meine amerikanische Reise erinnerte.

Danzig, 22. Januar 1915

Seit Montag bin ich nun unterwegs, wieder eine ganz neue Umgebung und neue Eindrücke. Daß sie schöner wären, kann ich nicht behaupten. Die Leute merken zu wenig vom Krieg, betreiben Friedensgeschäfte und Friedenszank, erzählen lustige und wüste Geschichten und trinken möglichst viel. Dem allem bin ich ja sonst nicht abgeneigt, aber jetzt findet der Ton in mir keinen Widerhall. Ich habe mir einen kräftigen offenen Opelwagen geben lassen, fahre in Pelz und Fußsack. Der Wind bläst um Nase und Ohren, daß es eine Freude ist. Nur habe ich abends rote Augen und bin schläfrig und wenig geneigt für längere Sitzungen in rauchigen Zimmern, die man mir zu Ehren hie und da veranstaltet. Die Fahrer sind dieselben, mit denen ich schon eine Danziger Reise machte: v. C., Unteroffizier, in Zivil Vertreter einer Sektfabrik in Grüneberg, der im eigenen Auto sechs Provinzen bereist, alle Wege kennt, sicher fährt und ein Herr ist. Der Begleiter ein dienstfertiges Schaf, das vom Unteroffizier in Distanz gehalten wird. Montags gings zunächst nach Heiligenbeil, mit Mittagspause auf Gut Peisten, dessen Besitzer bei uns in Rastenburg Offizier ist und zu Weihnachten eine sehr redselige und energische Frau zu Besuch hatte. Sie ist eine Stuttgarterin, und wir hatten gleich allerlei Beziehungen. Der Sohn im Feld, die Tochter schießt unterdessen Fasanen und Hasen ab und reitet über Land,

um Füllen zur Aufzucht aufzukaufen. Darin ist sie vollendete Kennerin. In Heiligenbeil ist ein alter famoſer Kreisarzt Wollermann, Freund meines alten Lehrers Lichtheim; dort Kaffeepause mit drei Töchtern, die alle in Schwestertracht Dienst tun; die Lazarette waren in beſter Ordnung. Abends nach Braunsberg; dort am Dienstag in 15 Lazaretten unausgeſetzt von 1/29 bis 6 Uhr 750 Kranke beſehen, eine Taffe Kaffee getrunken, nach Elbing gefahren. Mittwoch in Elbing Wiederholung der Braunsberger Arbeit. Donnerstag bei prachtvollem Sonnenschein und Staubschnee nach Kadinen, Schlobitten und zurück nach Elbing. Kadinen liegt nahe dem Haſſ, hat hügeliges Hinterland und iſt ein Gut wie viele andere. Ganz einfaches Herrenhaus, ein ſog. Kavalierrhaus, Ställe, Scheunen und einige Beamtenwohnungen. Dort lebt der Kaiſer als einfacher Landedelmann; ſein erſter Gang iſt in den Stall zu ſeinen Kaffeſchweinen, die ſieben Ferkelchen in allen Formaten um ſich hatten. Der Papa iſt ein prachtvoller Eber von fünf Zentnern, der aber ſehr ungnädig grunzte, weil wir ihn im Mittagſchlaf ſtörten. Ein Stall war vermutlich durch Brandſtiftung am 13. abgebrannt; damit leider auch 75 junge Schweine, die eingekloſſen waren. Die Kranken und Verwundeten haben fleißig Löſchen helfen, voran die, die ſich vorher am meiſten betan hatten. Sie liegen nicht im Schloß, ſondern im Kavalierrhaus in kleinen Zimmern, werden ſehr gut genährt und gepflegt. Der Weg nach Schlobitten führte über welliges Hochland, da hatte der Wind den Schnee zuſammengeweht, das Auto blieb mehrere Male ſtecken, drehte wütend ſeine Räder im Schnee, kam aber nichts vorwärts. Einmal half ein Pferd, die anderen Male mußten wir uns herausſchaufeln. In Danzig bleibe ich einige Tage; ich fuhr nun zum achten Male an der Marienburg vorbei, ohne die Zeit, ſie von innen zu beſehen. Hier intereſſierten mich außer Typhus und Fleckfieber die Herzkranken, die jezt in Maſſe erſcheinen. Das iſt ein neuer, aber nicht ganz unerwarteter Feind; die überradelten und überſportelten Herzen verhalten ſich ganz ähnlich.

Rastenburg, 13. Februar 1915

Vorgestern abend kam ich nach Rastenburg zurück. Die ganze Reise dauerte fast vier Wochen und war sehr lehrreich im Guten und gelegentlich auch im Unwillkommenen. Es wird den Leuten im Heimatgebiet sehr schwer, den Weg zu finden zwischen den Vorschriften und Bestimmungen, die nun einmal da sind, aber der Lage nicht gerecht werden. Der eine weiß sich besser, der andere weniger gut damit abzufinden. So sind die Einrichtungen und Lazarette nicht gleichmäßig, im ganzen aber gut und an manchen Stellen ausgezeichnet. Am 2. Februar war ich in Neustadt im Typhuslazarett. Die Einwohner haben sich gestraubt, da es für Verwundete eingerichtet wurde, und nun Typhusfranke hinkommen. Es fehlt an fließendem Wasser, Abfuhr usw., und alles muß nachträglich eingebaut werden. Am 3. fuhr ich mit Generalarzt Bötticher bei eiskaltem Wind nach Behrent, einem gottverlassenen Nest in der sog. Raschubei. Dort steht ein prachtvolles Erziehungsinstitut für katholische Mädchen, unter einem Domherrn in Pöplin. Vor Wochen hatte ich es angesehen und für unmöglich gehalten, daß es für Typhusrekonvaleszenten hergegeben würde. Das ist aber doch geschehen. Dank der klugen Vermittlung der Landrätin sind nun unsere Leute dort prachtvoll untergebracht, gefüttert und gepflegt. Nur ein kleiner Teil des Schlosses ist für die Mädchen vorbehalten.

Am 4. fuhr ich mit einem alten Leipziger Hörer, der jetzt Generaloberarzt und Chefarzt des Danziger Lazarett's ist, ins russische Gefangenenlager nach Tuchel, einem elenden Nest in der sandigen kieferbewachsenen Tucheler Heide. Da hausten nun 10 000 Mann in den Erdböhlen, die sie selbst mit großem Geschick gebaut hatten, immer 100 Mann in einer Höhle. Sehr hell ist es darin nicht, auch tropft manchmal die Feuchtigkeit von den Wänden, aber besser haben es unsere Soldaten in den Schützengräben auch nicht. Ein Barackenlazarett war für die Kranken errichtet. Entlausungsanstalt und Riesenküchen waren angelegt. So hatten's die Leute wirklich nicht schlecht, nur die Langeweile machte ihnen

zu schaffen. Abends fuhren wir zusammen nach Konitz. Eben im Hotel, hörten wir von einem Eisenbahnunfall, fuhren sofort hin und konnten bei den Rettungsarbeiten helfen. Ein Zug war dem andern in den Rücken gefahren und hatte drei Wagen mit Pferden und Mannschaften zertrümmert; 7 Tote und 13 Verwundete. Die Stelle sah schrecklich aus: Lokomotiven und Wagen von den Schienen gestoßen, umgestürzt, in Splitter zerstoßen, und dazwischen die Pferde, die totgeschossen werden mußten, und die Verwundeten, die man mit Äxten befreite! Es ging aber alles ziemlich schnell vor sich; nach einer halben Stunde waren die Verwundeten geborgen und im Krankenhaus. Ich habe sie am folgenden Morgen noch besucht. Am meisten dauert mich der schuldige Eisenbahnbeamte. Seit sechs Monaten haben die Leute einen fast übermenschlichen Dienst und die schweren Transporte ohne Unfall geleitet; ein kleiner Augenblick der Unachtsamkeit macht sie brotlos und wirft sie ins Zuchthaus. Tags darauf war ich in Hammerstein. Das hatte ich vor einigen Wochen besucht, als dort die Cholera unvermutet ausgebrochen war und kein Lazarett bereitstand. Heute steht da eine schöne Krankenanstalt mit bakteriologischem Laboratorium, und die Zahl der Erkrankungen unter den Gefangenen wird täglich geringer. Es könnte ja manchmal etwas schneller gehen mit solchen Einrichtungen, wenn nicht alles durch mehrere Instanzen müßte, aber schließlich wird alles geschafft, ausreichend und zweckmäßig. Das sind erstaunliche Leistungen mitten im Krieg.

Nun ging's nach dem wohlbekannten Preussisch-Stargard. Da ist nun das Typhuslazarett, an dem anfangs manches gefehlt hatte, eine Musteranstalt geworden. Von da nach Marienwerder mit seinem prachtvollen Dom. Ich bin aber auch diesmal nicht dazu gekommen, ihn von innen zu sehen. Dann, immer mit Besuch der Lazarette, nach Deutsch-Eylau, Osterode, Soldau und Gilgenburg. Ich fuhr an einer Brigade vorbei und hatte meine helle Freude an dem Aussehen und der Munterkeit der Leute. Dann besuchte ich Mlawa. Um das ist viel gekämpft worden. Seit Ende Dezember ist Mlawa wieder deutsch: die Straße ist eine glatte Chaussee

geworden, Häuser und Straßen sind gereinigt, öffentliche Latrinen angelegt, große Sprengwagen mit gesundem Trintwasser aufgestellt, eine Bade- und Entlausungsstation, das frühere jüdische Badehaus, für Offiziere und Mannschaften eingerichtet. Bewohnt wird die Stadt nur von handeltreibenden Juden.

Rastenburg, 19. Februar 1915

Vorgestern Ausflug nach Arys, einem Truppenübungsplatz mit Barackenlager und Hospital, dazu ein kleines Landstädtchen, seit acht Tagen von den Russen geräumt und in bodenlosem Schmutz hinterlassen. Alle Wohnungen ausgeräumt, die Möbel zererschlagen, Leder- und Plüschüberzüge abgepellt, den Rest auf den Hof gestellt, die Turmuhr ausgehoben, und, was das Tollste ist, die große Dampfwäscherei der Garnison nicht benützt, sondern auseinandergerissen, eine Arbeit von Tagen, die nicht im Augenblick des Abzugs geschehen konnte. Die große Abortanlage blieb unbenützt, dafür der Raum davor bergehoch besudelt.

Auf dem Heimweg machten wir Halt bei einem Bauerngehöft, das drei Granaten erhalten, aber nicht gebrannt hatte. Ich wollte es von innen befehen: viel zersplittertes Holzwerk, eine eingedrückte Lehmwand; sonst kein Schaden. Als ich gerade beim Photographieren war, kam der Besitzer mit Frau und Tochter zurück; sie hatten die Zeit der Russenbesetzung in Stirlak hinter Lözen bei Verwandten zugebracht und freuten sich nun, heimzukommen. Sie jammerten mit keinem Wort über die Verluste. Die Frau lief gleich in den Garten und fand die vergrabenen Habseligkeiten unberührt, obgleich die Russen dicht dabei einen Beobachtungsstand gebaut hatten; der Mann lief in die Scheune, fand noch etwa 200 Scheffel ungedroschenen Roggen und rechnete gleich: 50 brauche ich zum Leben, 50 zur Saat, 100 kann ich verkaufen und Schwein und Pferd dafür bekommen. Der ganze Vorrat an Hafer und Korn war geraubt, aber alle waren glücklich, fürs erste versorgt zu sein; ich mußte die ganze Gesellschaft vor ihrem zererschossenen Gehöft photographieren. Sind die Leute nicht famos? Und ein

Vorwurf für alle, die zu Hause sitzen und unken? Gestern in Dyl, das nicht mehr zerstört ist als schon im November, aber alles auf russisch versaut, selbst das Lazarett, in dem sie ihre eigenen Kranken hatten.

Rastenburg, 14. März 1915

Es ist nicht leicht, in Polen Lazarette einzurichten. Größere Räume, Schulen und dgl. gibt es nicht. Die Häuser sind zwar warm, aber klein, 10 bis 15 Mann lassen sich höchstens darin unterbringen und wenn 300 bis 400 Mann aufzunehmen sind, ist ein ganzes Dorf dazu notwendig. Aber der Abtransport ist jetzt vorzüglich geregelt, fortwährend fahren Krankenautos bis zur nächsten Bahnstation, und keiner braucht länger als ein bis zwei Tage in diesen behelfsmäßigen Lazaretten zu liegen. Für die Ärzte und das Personal ist natürlich der fortwährende Ab- und Zustrom eine sehr große Arbeit; aber sie wird geleistet Tag und Nacht hindurch. Es ist nicht immer ganz leicht, Eier und Milch für die Kranken zu bekommen; die Kerle müssen sich mit dem begnügen, was aufzutreiben ist. An Fleisch fehlt es niemals, auch Graupen und Haferflocken sind immer da.

Rastenburg, 21. März 1915

Gestern war ich in Willenberg: ein furchtbares Lazarettelend. Unseren Leuten ging es noch leidlich. Sie waren in Schulen, Kirchen und Privathäusern untergebracht, wenn auch sehr einfach. Aber die Russen lagen im Zellengefängnis wie die Heringe, auf knappem Stroh, viele noch gar nicht oder erst einmal verbunden. Einer humpelte die Treppe hinauf, der Fuß hing ihm im Stiefel schlaff herab; einem anderen hing das ganze Bein nur an einem Hautsegen. Es ist eben unmöglich, überall, wo die Verwundeten zusammenströmen, genügend Ärzte und Personal zu haben. Das dauert immer einige Tage; es sollte auch abtransportiert werden, aber die Züge kommen nicht heran, weil die Bahnen für Truppen- und Munitionstransport ganz in Anspruch genommen sind.

Rastenburg, 6. April 1915

Mit Brauer traf ich mich in Schneidemühl, und wir besuchten am Dienstag eingehend die Fleckfieberkranken. Das Lager ist jetzt sehr nett und sauber geworden. Die Russen sind vergnügt und in gutem Zustand. Unsere Gefangenen sollen es in Sibirien auch leidlich haben. Das ist mir ein Trost.

Nachmittags fuhr ich nach Preußisch-Stargard, der Musteranstalt. Unsere Typhuskranken sind jetzt außer Bett und mästen sich heraus, daß es eine Freude ist. Neue kommen kaum dazu. Das ist die Folge der Impfung, die doch sehr gute Dienste getan hat. Donnerstag war ich in Neustadt, wo nun auch alles fertig ist, aber die meisten Betten gottlob leer stehen, dann im Russenlager in Danzig, wo einige Fälle von Fleckfieber aufgetreten waren. Man hat die Russen in drei gekaperten englischen Dampfern und in Weichselfähnen untergebracht und gibt ihnen ordentlich zu arbeiten; sie mußten ihr Badehaus selber bauen und werden der Reihe nach entlaßt. Es sind furchtbar elende Gestalten darunter, viel Tuberkulöse; es scheint, sie müssen schon gehörig zusammenkrachen, um ihre Verluste zu decken.

Am Karfreitag hatte ich die selten gewährte Erlaubnis, ein Unterseeboot zu besuchen und mit ihm eine mehrstündige Fahrt zu machen; mir zuliebe tauchten sie auch; sie wollten nach Libau, und ich wäre gern mitgefahren, durfte mir aber den Luxus solcher Vergnügungsfahrt nicht gestatten. Denn es lag Befehl vom Armeearzt vor, sofort nach Polen zu fahren; es sei bei unseren Truppen Fleckfieber ausgebrochen . . .

Mit dem nächsten Bummelzug fuhr ich nach Elbing, wo noch zu tun war, nachts nach Königsberg, dort erwartete mich das Auto, um 5 Uhr war ich in Rastenburg, packte um und fuhr um 8 Uhr nach Polen hinein. Es ist inzwischen Frühling geworden; Kiebitze, Bachstelzen und Störche auf den Wiesen, aber die Wege fürs Auto nicht immer passierbar. Wo ich vor drei Wochen in schlankem Tempo über die steinharten Äcker gefahren war, sank jetzt der Wagen unrettbar ein und mußte mit vier Pferden heraus-

gezogen werden; dann holperte es über Löcher und Steine nach Radzilow in das bewußte Lazarett. Da lagen etwa 20 Mann, alle mit Fieber, dick geschwollenen Augen und knallrotem Gesicht. Fleckfieber war das nicht, aber was sonst? Einige Stunden weiter sollten ähnliche Kranke liegen; also wieder in den Wagen nach Przytulny, Übernachten im Lazarett, am nächsten Morgen nach Supy, einem kleinen Nest dicht hinter der Front, wo vor kurzem schwere Kämpfe stattgefunden hatten. Jetzt lagen die Toten, Deutsche und Russen, friedlich nebeneinander auf einer Anhöhe; ein riesiger Granitblock mit deutscher und russischer Inschrift wahrte das Andenken an ihre Treue. Ich fand dort dieselbe Krankheit, konnte aber ohne weitere Hilfsmittel die Diagnose nicht sicher stellen. Daher zurück, über Lych, wo der Armeearzt Bericht haben wollte. $\frac{1}{2}$ 12 Uhr war ich in Rastenburg, nach zwei Stunden zu Pferd, eine Stunde im Holperwagen, fünf Stunden im Auto. Hier fand ich die ganze Etappe zum Osterfestmahl vereint und feierte mit ihr bis in den Morgen hinein. Am nächsten Tage besorgte ich mir Mikroskop und Ausrüstung. Dann ging's von neuem zu den verdächtigen Kranken.

In einem Lazarett hatten sie nach Bier geseufzt, in einer Division schrien die Soldaten nach Bügeleisen, um die Läuse totzubügeln. So zog ich denn wieder ab in dem neuen Auto, das so toll fuhr, mit den fideleu Chauffeuren, zunächst nach Löhen zu Kern, der mir seinen Adjutanten Prof. Boehnke mitgab, dann über Grajewo nach Scuczyn. Man hatte mir bereits gemeldet, daß die Wege für Auto nicht mehr fahrbar wären. In Stawiski erwartete mich ein Fuhrwerk mit zwei kräftigen Pferden; gleich außerhalb der Stadt begann der Sumpf, es dunkelte bereits, und in abenteuerlicher Fahrt erreichten wir das Ziel, das Feldlazarett Przytulny, wir lendenlahm, die Pferde schwitzend und bis zum Bauch mit Lehm bedeckt. Übernachten im Lazarett; am nächsten Morgen nach Radzilow. Dort war ich am Ostersonntag bereits gewesen; nun waren in Stawiski noch etwa 10 Mann unter denselben Erscheinungen erkrankt. Es mußte an Trichinose gedacht werden, obwohl im Krankheitsbild manches nicht stimmte. Nun wurde mit Hilfe einiger trefflicher Lazarettärzte ein systematischer

Dienst eingerichtet. Der Hygieniker Prof. Boehnke fragte die Leute gründlich aus, Dr. Siegert aus Bromberg schnitt ihnen Muskelstückchen aus, ein früherer Krehlscher Assistent untersuchte das Blut, und nach einer Stunde fanden wir bei einem Kranken die Trichinen. Nun war die Sache klar.

Während wir untersuchten, klirrten andauernd die Fensterscheiben; es zeigte sich, daß die Russen eine neue Batterie gebaut hatten, die bis an die Stadt reicht. Das erfuhren wir mittags beim katholischen Pfarrer, bei dem die Herren vom Feldlazarett sich zum Essen eingemietet hatten. Der alte Probst ist ein Deutschenfreund und sollte deshalb von den Russen nach Sibirien verbannt werden. Der würdige Herr gab uns ein Schlemmermahl, wie ich es seit Monaten nicht genossen; als Vorspeise eine Sülze, dann Jungschwein mit pikanter Sauce, eine süßsaure Graupensuppe, Kalbsbraten, Käse und Kaffee. Die Unterhaltung wurde lateinisch geführt, da der alte Herr weder deutsch noch französisch kann. Sie war deshalb nicht sehr lebhaft, aber freundlich. Ein Vikar mit einem ins mädchenhafte verfeinerten Johanneskopf half dabei aufs beste mit. Eine kanonische Köchin mit junger Nichte bediente. Indessen hatte es sich sachte eingeregnet; es dunkelte, als wir mit unserer Arbeit fertig waren. Nun wurde Vorspann genommen, und mit vier Pferden keuchten und rüttelten wir langsam durch den Sumpf nach Przytulý zurück. Da hatten sie unterdessen ein neues Ärztekasino eingerichtet, eine Bauernstube, weiß getüncht, mit viel Heiligenbildern, die in Polen immer schwarze Köpfe haben müssen; dazu hatten sie unsere Heiligen, Hindenburg, Haeseler und Bismarck, mit Tintenstift an die Wand gemalt. Zum Einweihungsfest gab es das Fäßchen Spatenbräu, das ich mitgebracht hatte. Es ist ein besonders netter Kreis, jeder in seiner Art tüchtig und unermüdblich. Die Kranken sind versorgt wie in einer Klinik.

Donnerstag früh wieder, nach Besuch der Lazarette, mit Bierern auf die Rückfahrt nach Stawiski. Ich hatte den Wunsch geäußert, zwei Spanferkel nach Rastenburg zu bekommen; der Trainwachtmeister, früher Gaucho in Argentinien, wollte sie mir besorgen; er kam mit zwei halbausgewachsenen Schweinen wieder.

Die waren mir zu groß. Also zwei Mann wieder aufs Pferd, nach zehn Minuten zurück, jeder einen Sack in der Hand schwingend, in dem es heftig protestierte: das waren meine Spanferkel. Die wurden in den Wagen geladen, und nun ging's holterdiepolter nach Stawiski zurück. Dort Besichtigung der Stadt mit ihren Einrichtungen. Die Bewohner sind fast alle Juden; die Männer machen Geschäfte mit unseren Soldaten, verkaufen Fleisch, Speck (Trichinen gratis), Zigaretten. Die Weiber hocken auf der Straße und schwagen andauernd. Die Kinder spielen mit den Soldaten. In der großen Synagoge ist für die Frauen ein gesonderter Raum, der nur durch ein Gitter mit dem Heiligsten zusammenhängt. Da arbeitet jetzt die Feldpost, während unten die Juden Gebete singen und mit dem Hut auf dem Kopf ihre wunderlichen Ceremonien abmachen. Da die Häuser eng sind und keine Höfe haben, ist eine gemeinsame Judenlatrine von altersher gebaut, ein langer Lauffteig führt zu einem Hause, das über den Fluß gebaut ist, und nun sieht man die langen Kastane langsam und würdig vor und nach ihrer Berrichtung den Steg entlanggehen.

In einem Schloß der Umgegend ist ein nettes Lazarett eingerichtet unter Kronleuchtern und Ahnenbildern, in einem prachtvollen Park, in dem jetzt die Lazarettwagen stehen und die Feldküchen brodeln.

Der Weg nach Szuszyn war nun ganz böß geworden; ein Pferd war da nachts ertrunken. Ich bin aber mit dem Wagen noch durchgekommen, unter lebhaftem Protest der Ferkel, denen das Rütteln nicht gefiel.

In Szuszyn hatte ich im Lazarett zu tun. Ein Hamburger Goldsöhnchen, Kriegsfreiwilliger unter all den rauhen Soldaten, mit Hirnhautentzündung, dabei der Herr Konsul Vater, Mama und Schwester, alle in großer Sorge, aber sehr nett und vernünftig. Zum Glück geht es dem netten Jungen wieder besser und er kommt durch. Inzwischen wurden die Ferkel gelabt, aber anstatt ihre Suppe zu fressen, bissen sie links und rechts um sich und vollführten ein solches Theater, daß sich alles vor Lachen krümmte. Diesen Moment benützte ein Schelm, um dem Chauffeur

seinen Pelz zu klauen. Endlich ging es weiter, erst nach Lyck zum Armeearzt. Vor dem vornehmen Sitz des Oberkommandos traf ich einen General, sprach mit ihm, und die Ferkel nahmen an der Unterhaltung lebhaft teil. Sie werden jetzt wohl zu Geheimen Kriegsräten ernannt werden. 10 Uhr nachts Besprechung mit Kern in Lözen, immer mit Vorführung der gefangenen Trichinen. Endlich zur Heimfahrt. Noch in Lözen plakte ein Reifen. Nun war der Fahrer ungeduldig und sauste in einem Tempo heim, wie ich noch nie gefahren bin. Um Mitternacht war ich in Rastenburg und hätte, nüchtern seit dem Morgenkaffee, gern etwas gegessen. Aber das Hotel war zu. Morgen gibt's zu schreiben, übermorgen geht's wieder nach Polen in eine andere Gegend.

Die Trichinose

Es machte wirklich anfangs Schwierigkeiten, diese Krankheit zu erkennen. Da lagen in einem Lazarett 16 Mann, alle hoch fiebernd, mit geschwellenem und hochgerötetem Gesicht, stark geröteter Bindehaut und einem flüchtigen fleckigen Ausschlag auf dem ganzen Körper. Auch der Rachen war fleckig gerötet. Man hatte deshalb an Fleckfieber gedacht; aber das macht keine Gesichtsschwellung. Einen Anhaltspunkt gaben drei Offiziere mit ihren Burschen. Zur Feier eines Geburtstages hatten sie zart gebratenes Schweinefleisch gegessen; nach drei Tagen erkrankten sie sämtlich. Man mußte an Trichinose denken, aber es fehlten die Darmkatarrhe und die Muskelschmerzen, die sonst für diese Krankheit bezeichnend sind. Bald ergab sich die Bestätigung. Bei einer anderen Truppe lagen 23 mit ganz ähnlichen Erscheinungen, von diesen klagten 9 über Muskelschmerzen. Da mußte ein Stückchen Muskel untersucht werden. Von meinem Lehrer Curschmann wußte ich, daß die Trichinen mit Vorliebe sich da ansetzen, wo der Muskel in die Sehne übergeht; solchen Stellen entnahmen wir Proben und fanden alsbald Trichinen in ganz frischem Stadium, so wie sie aus dem Blut in den Muskel einwandern, noch gestreckt oder peitschenförmig umgebogen, ohne Kapsel.